

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Im Satansbruch.

Märchen von Ernst Preczang.

Ueber dem weißen Kopfe des hochbetagten Schulmeisters flackerte eine alte Dellampe, trotzdem draußen der Dezembertag eine sahle Dämmerung durch das öde Steintal wälzte. Der Greis hatte von der Freude gesprochen. Und nun fragte ein kleines Mädchen mit eingefallener Brust und feuchtglänzenden Augen: „Wo wohnt die Freude?“

Der Alte neigte den Kopf, neigte ihn tief. Dann hob er die runden Brillengläser, schaute die Kinder an und sagte leise: „Ueberall. Nur nicht bei uns im Satansbruch. Ueberall, wo Vögel singen, grüne Wiesen sich breiten, aus braunen Schollen das goldgelbe Korn sprießt.“ Er atmete tief. „Aber ihre schönste Wohnung hat sie im Walde. Jeder Baum ist Freude, jeder Busch, und ein Wunder das kleinste Blatt, die dünnste Tannennadel.“ Er reckte sehnsüchtig die Arme: „Ach, daß er doch einmal heraufstüme zu euch, der Wald! Eine Sage verheißt uns: sobald ein Baum emporsprießt im Steintal, wird der Satansbruch erlöst. Dann sollt ihr lachen, liebe Kinder.“

Er winkte, neigte wieder tief den weißen Kopf und sah noch in sich zusammengesunken da, als das letzte die sahle Steinhütte verließ. —

Seltzame Wesen hausten hier oben in dem zerklüfteten Talskessel: hohe, hagere Gestalten, die alle ein wenig gebeugt gingen. Ihre Hautfarbe glich dem Gestein, das sie aus den Felsen brachen, ihr Gesicht war hart und eckig, ihre Glieder dünn, sehnig und von steinharten Musteln geschwellt. Sie sprachen wenig, und wenn sie etwas sagten, klang es wie dürrer Husten, der aus einer dunklen Schlucht heraufstönt. Ihre Behausungen waren aus Quadern und Steintrümmern regellos zusammengehäuft; es gab keine Fenster darin, nur offene Löcher. Viele hatten ihre Wohnung in die steile Felswand gehauen, die sich im Norden erhob; Stufen führten hinauf, und neben- und übereinander reihte sich Kammer an Kammer. Alle aber schliefen in steinernen Betten.

Im Satansbruch gab es nichts anderes als Stein. Im Satansbruch weiteten sich graue Geröllhalden, stiegen felsige Terrassen fast in dämmernde Tiefen, war die Luft erfüllt von dem scharfen Staube zer Schlagener, zermahlener Granitkrumen.

Die Vögel, die das Gebirge überflogen, wichen in weitem Bogen dem Satansbruche aus. Im Satansbruche sangen die Steinsägen, die bohrenden und meißelnden Maschinen, kreischten die Keile, polsterten die Brechstangen — und was sie dem Gebirge abrangen, verschwand in einem langen, ewig finsternen Tunnel, in dem die Paternosterkette einer kleinen Drahtseilbahn ohne Pause bergauf und talab surrte.

Was geschah mit den glühenden Klößen und Blöcken, die sich mit zornigem Beheruf von dem Leibe des Berges lösten?

Die Bewohner des Satansbruches hatten keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie brachen Steine und schwiegen. Ein Geschlecht nach dem andern veratmete auf den steinernen Betten. Immer hagere erschienen die Gestalten, tiefer gebeugt von Generation zu Generation — und nun wandelten sie umher wie gespenstische Skette, die mit grauem Leder bezogen waren . . .

Ein Wanderer kam singend über die Berge. Er sang so laut, daß die Schaffenden für einen Atemzug erstaunt die Brechstangen ruhen ließen. Singend, auf einem schmalen, halsbrecherischen Pfade, stieg der Fremde herab. Als er die Wohnstätten sah, verstummte er. Frauen und Kinder sammelten sich um ihn.

„Warum singt ihr nicht?“ fragte er.

„Große Augen starrent ihn an.“

„Lacht einmal, ihr Kleinen!“

Sie versteckten sich hinter ihren Müttern und lugten ängstlich hervor.

„Wo bin ich hier?“

Eine große, hagere Frau trat vor, hustete und sagte: „Du bist im Satansbruch.“

Sein Gesicht ward finster: „Warum lebt ihr?“

„Um Steine zu brechen.“

Er sah sie mit tiefem Blick an und schüttelte den Kopf: „Du bist eine Mutter und lebst, um deinen Kindern Freude zu bereiten.“

„Die Freude wächst im Walde, sagt der Schulmeister.“

„Ja!“ Er nickte freudig. „Euer Schulmeister ist ein kluger Mann . . . O, diese Wälder, die grünen, duftenden Wälder!“ Er blickte sich um in der Kahlheit ringsumher: „Wißt ihr, was ein Baum ist?“

Sie antworteten nicht.

Da schnalzte er seinen Rucksack ab und entnahm ihm ein Bäumchen, das war kaum eine Handspanne lang und stat mit seinen Wurzeln in einem kleinen Ballen Erde: „Seht dies Wunder. Es ist eine Tanne, so schön und lieblich gewachsen wie kaum eine andere. Ich konnte mich nicht von ihr trennen, als ich sie unten im Walde entdeckte, grub sie aus und nahm sie mit. Und singe, seit ich sie bei mir weiß.“

Ein seltsames Leuchten glomm in den Augen der Frauen und Kinder auf. Alle drängten herzu und streichelten zart und sanft die kleine, zierliche Tanne.

„Ich schenke sie euch, ihr Armen, die ihr so fern der wundergrünen Luft des Waldes seid. Kommt, wir wollen sie einpflanzen. Zeigt mir ein Plätzchen mit weicher Erde.“

„Weiche Erde?“ Die Stimme der hageren Frau tönte wie Stein, auf den ein Hammer schlägt. „Die Erde ist hart überall.“

„Nicht überall.“ Der Fremde sah sich um. „Eure Felsen sind starr, ja. Eure Granithalden klirren vor Härte. Aber irgendwo, irgendwo sucht das Weiche sich seinen Platz und sprengt das Harte.“

„Das Harte ist mächtiger als das Weiche.“

„Nein.“ Der Wanderer lächelte. „Seht die zarten Wurzeln dieses Bäumchens. Gebt ihnen Halt und Nahrung — und sie schieben Felsen auseinander. Euer Gestein ist tot und unfruchtbar wie der Haß. Der Baum ist Leben — und das heißt: Liebe, die fort und fort wirkt. Denn dieser Baum wird andere zeugen.“

„Hier gibt es keine weiche Erde.“

„Doch. Ich will sie suchen.“ Er ging weiter mit spähenden Blicken.

„Der Narr!“ höhnten die Frauen. „Noch nie ist ein Baum im Satansbruch gewachsen . . .“

Aber als es Abend wurde und die Kinder bereits schliefen, kam eine Frau drüben vom Hange gelaufen und rief: „Der Baum, der Baum!“

Und sie führte sie zu einer kleinen Mulde am Hange. Da war das Steingeröll beiseite geräumt und zu einem niedrigen Wall geschichtet, der die Mulde umgab. Und in ihrer Mitte stand die winzige Tanne.

Da knieten die Frauen nieder, küßten die zarten Nadeln und ließen ihre Tränen in das weiche Erdbreich rinnen. Lange knieten sie.

In der Nacht aber wuchs die Tanne höher und höher. Sie breitete ihre Äste aus und ragte groß, grün und schlank in den dämmernden Morgen. Und an jeder Nadel hing eine zitternde Träne wie ein kleiner, funkelnder Stern.

Silbernes Licht strahlte über den Satansbruch und lodte die Kinder herbei. Staunen weitete ihre Augen. Wunderfreude wuchs in ihren Herzen: „Der Wald ist zu uns gekommen! Der Wald ist gekommen!“ Und sie lachten, lachten laut und jubelnd, saßen einander bei den Händen und tanzten im Reigen um den Baum.

Ueber die harten, eckigen Gesichter der Väter und Mütter lies ein verwundertes Lächeln. Sie warfen Keil und Brechstange, Hammer und Meißel hin, hielten die Maschinen an und hießen die freischwebenden Steinsägen schweigen. Beer surrte die Paternosterkette durch den finsternen Tunnel.

Licht strahlte die Tanne.

Klingend und jauchzend hallte Kinderfang durch die felsige Debe des erlösten Satansbruches.

Vom Weihnachtsbaum.

Von Johann Charlet.

Weihnachten, das Fest der Winter Sonnenwende ist wieder gekommen. Die Sonne, der alles, was da lebt und weht auf der Erde, das Dasein verdankt, hat wieder einmal ihren tiefsten Stand für die nördliche Erdhalbkugel erreicht und rüstet von neuem zum Aufstieg. Die christliche Lehre feiert dieses Fest als die Stunde der irdischen Geburt des Gottessohnes, der zu den Menschen herabgesandt wurde, um Friede auf Erden und den Menschen Wohlgefallen zu künden. Eine uralte Sehnsucht der Menschheit wird hier geweckt, eine Sehnsucht, von deren Erfüllung just diese Weihnachtsnachten ferner denn je zu sein scheinen. Aber die Hoffnung auf Erfüllung wacht doch im Herzen der Menschen, und besonders diejenigen von ihnen können getrosten Mutes in die Zukunft schauen, denen der Sozialismus nicht allein eine Parteisache, sondern eine Weltanschauung bedeutet. Hat er doch auch die Worte der Verheißung der Weihenacht, wenn auch in anderer Form, auf sein Banner geschrieben.

In vielen Wohnungen werden am Weihnachtsabend die Weihnachtsbäume im Kerzenglanz strahlen. Viele werden jedoch auch dieses festlichen Schmuckes entbehren müssen, denn die Not der Zeit erlaubt ihnen nicht, sich die bescheidene Festesfreude zu beschaffen.

Die Nadelbäume sind die eigentlichen Weihnachtsbäume. Grün sind ihre Blätter, die Nadeln, zu jeder Jahreszeit. Sie verkörpern damit das Gefühl, daß das Leben auch im Winter fortbesteht, daß es nicht erloschen ist mit dem Schwinden der Sommerwärme. Im Volksmunde wird der Weihnachtsbaum als Tannenbaum bezeichnet. Hierbei werden nun Tanne, Fichte und Kiefer arg durcheinander gewirbelt, je nach den einzelnen Landesteilen und Provinzen, obgleich sie drei verschiedenen Nadelbaumarten angehören. Da ist zunächst die Weiß- oder Edelkanne (*Abies pectinata*); sie hat flache, an der Spitze eingekerbte Nadeln, deren Oberseite glänzend dunkelgrün und von einer leichten Längsfurche durchzogen ist, während die Unterseite zwei deutliche weißliche Längsstreifen aufweist. Die Nadeln stehen einzeln und zwar an den aufrechten Gipfeltrieben rings um den Trieb herum, an den Seitentrieben dagegen kammförmig zu beiden Seiten des Triebes. Die Tannenzapfen sitzen aufrecht auf den Zweigen. Nach der Samenreife öffnen sich die Zapfen nicht, um die Samen zu entlassen, sondern sie entblättert sich allmählich, bis zuletzt nur die kahle Spindel stehen bleibt. Auf dem Waldboden können also niemals Tannenzapfen gefunden werden, es sei denn, daß vor der Samenreife ein Baum gefällt wurde oder der Sturm Äste mit Zapfen heruntergerissen hat.

Der eigentliche Weihnachtsbaum der Berliner ist die Fichte, auch Kottanne genannt (*Picea excelsa*). Ihre Nadeln sind schmal und etwas vierkantig, auf allen Seiten ziemlich gleichmäßig grün und vorn zugespitzt und stehen einzeln nach allen Seiten um den Trieb herum. An den Sprossen der Gipfel aller Fichten stehen sie dichter; diese kommen dann als Doppelkannen auf den Weihnachtsmarkt. Die Nadeln der Fichte unterscheiden sich auch dadurch von denen der Tanne, daß sie, sobald sie vertrocknet sind, bei der geringsten Erschütterung abfallen, während sie sich bei der Tanne monatelang halten. Die Fichtenzapfen hängen nach unten; wenn der Same voll ausgereift ist, öffnen sich die Zapfen und entlassen die Samenkörner aus ihrer schützenden Hülle. Die leeren Zapfen werden vom Wind abgerissen und fallen zu Boden.

Die Kiefer, auch Kiene oder Föhre genannt (*Pinus silvestris*), ist den Berlinern wohlbekannt, denn die Nadelwälder in der Umgebung Berlins bestehen überwiegend aus Kiefern. Die Nadeln der Kiefer sind länger und dünner als die der Tanne und Fichte. Ihr Querschnitt ist halbkreisförmig, die Außenseite spielt ins Graue hinüber. Die Zapfen der Kiefern sind im ersten Jahre nach der Befruchtung grün; im zweiten Jahre verholzen die Fruchtschuppen und färben sich braun. Erst im Frühjahr des dritten Jahres verläßt der reife Same die Zapfen, die nun abfallen und als „Kienäppel“ in großen Mengen den Waldboden bedecken. In märkischen Dörfern wird die Kiefer vielfach zum Weihnachtsbaum genommen, und in diesem Jahre scheint dies auch in Berlin der Fall zu werden. Viele Bewohner der Reichshauptstadt wandern täglich von den verschiedenen Bahnhöfen heim mit einem Kiefernbaumchen oder wenigstens mit Kiefernreisern beladen.

In anderen Ländern hat sich die Sitte des „Feuerbaums“ in anderer Weise erhalten. In Südfrankreich vertritt der Christbloß unseren Weihnachtsbaum. Er ist ein Stumpf vom Pflaumenbaum oder Kirschbaum oder der Eiche; je dicker, desto besser. Am Weihnachtsabend wird der Christbloß von der versammelten Familie feierlich in die Wohnung geholt. Das jüngste Kind des Hauses gießt über den Klotz ein Glas Wein aus und wirft ihn ins Feuer. Brennt er gut, so darf man im nächsten Jahr eine günstige Ernte erwarten. Asche und Kohlen werden sorgfältig gesammelt, um als Heilmittel bei Krankheiten im kommenden Jahr zu dienen. Ähnliche Gebräuche finden sich im deutschen Eisgebiet, in Belgien, bei den Ketten, die den Weihnachtsabend früher den Blocksabend nannten, bei den Serben und Kroaten.

In England spielt die Mistel in der Weihnachtszeit eine bedeutende Rolle; sie gilt als das Sinnbild des wiedererwachenden Lebens. Der Mistelfuß reicht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück. Die Mistel ist ein Schmarotzer, der nicht auf der Erde lebt, sondern im Geäst der Bäume. Wenn die Laubbäume im Herbst ihr

Laub verloren haben, leuchten die wintergrünen Mistelbüsche mit ihren dicken lederartigen Blättern durch die kahlen Zweige, oder ihre Blätter erscheinen zwischen den Nadeln der Nadelbäume. Mit einem solchen außerordentlichen Wesen mußte es doch eine besondere Bewandnis haben. Sagen und Erzählungen spannen sich um die Mistel. Geradezu ein Heiligum war sie, wenn sie auf einer Eiche wuchs, die an sich schon verehrt wurde. Die Eichenmistel war ein köstliches Geschenk des Himmels, das alles Uebel zu heilen vermochte. Eine solche Gabe wurde unter großen Feierlichkeiten in Empfang genommen. Mit goldener Sichel schnitt sie der Priester ab, und auf weißem Tuch fing man sie auf.

Mögen wir nun den Weihnachtsabend unter der Fichte oder der Kiefer begehen oder stellen wir uns auch nur einige Zweige auf den Tisch, wir werden einen Hauch frischen freien Waldlebens im Zimmer verspüren, unser Verwandtschaftsverhältnis mit der gewaltigen Altmutter Natur, für die wir Menschen nur ein winzig Teilchen sind, wird uns bewußt werden. Und die Zuversicht auf den schließlich Sieg des Lichts im Schicksal der Menschheit wird stark in uns, denn wir wissen, auch die Sonne steigt aus des Winters langer Nacht wieder empor zu sommerlichem Glanz.

Feste.

Von Dr. Sommer.

Feste sind Zeiten, an denen der Mensch das, was er erworben oder was ihm die Natur ohne Arbeit geschenkt, im Kreise seiner Genossen fröhlich verzehrt. Darum hat der Mensch auf den verschiedenen Stufen der Unkultur, der oft nur an das Heute, kaum an das Morgen und Uebermorgen denkt, so viele und lange Festzeiten, die uns, den mit der Sorge um kommende Zeiten schwer Belasteten, ungeheuerlich und fast unverständlich erscheinen. Jedes gemeinsame Mahl ist da ein Fest und — da an allem, was die Untkultivierten tun, auch deren Familiengeister teilnehmen — jedes Fest zugleich ein Opferfest. So haben es auch noch die zivilisierten Heiden gehalten, von den alten Babyloniern und Ägyptern bis zu den Griechen und Römern. Da gab es ganze Monate mit mehr Fest- als Arbeitstagen, und auch die Sklaven wurden bei diesen Gelegenheiten nicht überanstrengt, denn die Götter lieben die Arbeit nicht — nicht einmal die des Viehes. „Feiern“ heißt eben ausdrücklich nichts tun. Auch muß man sich die Arbeitsfähigkeit früherer Zeit viel geringer vorstellen als die heutige. Auch der noch heute lebende Untkultivierte ist fortgesetzter intensiver Arbeit nicht fähig.

Das Christentum hat von Anfang an neben das Beten das Arbeiten gestellt und wollte von heidnischer Fröhllichkeit ursprünglich nichts wissen, weshalb es sich bei jeder Mahlzeit und besonders der zünftigen, dem Opfer, das es auch nicht entbehren konnte, kopfhängerisch des irdischen Todes seines Namensgebers erinnerte. Aber so lange das geschah, blieb es Sekte. Erst als es dem Festbedürfnis des Menschen Konzessionen machte, wieder „heidnisch“ wurde, nahm es an Anhängern zu. Zuerst „opferte“, d. h. schmauste man in Gegenwart und unter Beteiligung des Geistes auf den Gräbern der Märtyrer, und in den bald darüber gebauten Kirchen, wie die Heiden auf den Gräbern ihrer Ortsheligen (Heroen) und in den Tempeln ihrer Staatsgötter taten; — schließlich führten die Priester auch alle großen heidnischen Feste ein, die sich an das astronomische Jahr angeschlossen und brachten sie in Verbindung mit der christlichen Legende. So wurde die Winter Sonnenwende, die die gebildeten Heiden bereits als das Geburtsfest verschiedener Jahres- und Sonnengötter ansahen, zur „Weihnacht“, das Frühlingsfest, das man bereits als „Auferstehung“ von Natur und Göttergestalten beging, zum „Ostern“, ein Früherntefest, das z. B. die Juden als „Wochenfest“, also sehr lang, feierten, zu „Pfingsten“. Sie alle dehnten sich, wie auch das jüdische Passah, nur von der nötigsten Arbeit unterbrochen, sehr lange aus; so sind die „zwölf Nächte“ nach Weihnachten in Deutschland noch eine einzige heilige Zeit, und nicht unbedingt notwendige Arbeit ist im alten Volksbrauch in ihr noch durchaus verpönt. Aber auch diese Feste wurden wieder beschnitten und so hat Weihnacht heute nur noch zwei, Ostern und Pfingsten nur noch einen Extrafesttag.

Von der einst sehr lange dauernden Ernte- und Herbstfestzeit ist in protestantischen industriellen Gegenden fast nichts übrig geblieben — bei den Katholiken laden immer noch einige heilige zum „Feiern“ ein.

Man kann nicht sagen, daß die Menschheit bei dieser großen Festfröhllichkeit schlecht gefahren sei. Gewiß schritt die „Kultur“ nicht mit so erschreckender Schnelligkeit vorwärts wie heute, aber die Menschen waren glücklicher, wenn sie freilich auch den großen Zufällen des Schicksals: Krieg, Hungersnot und Seuchen, mehr ausgesetzt waren, als wir. Aber dafür haben wir wieder unsere kleineren, aber um so häufigeren Sorgen und Nöte: larger Verdienst, Teuerung, Arbeitslosigkeit. Selbst heute, wo, wie in den katholischen Gegenden unseres eigenen Vaterlandes, mehr ganze und noch eine Anzahl „halber“ Feiertage die ewige Arbeit des modernen Menschen viel mehr unterbrechen als in protestantischen, lebt man trotz geringerer Arbeitszeit nicht schlechter oder schanz an den Arbeitslagen intensiver. Ganz im Gegenteil. So hat die seit den Zeiten des Kapitalismus mit Hochdruck betriebene Beschränkung der Feste überall nur dem Kapitalbesitzer Nutzen gebracht. Wenn nunmehr der Arbeiter, da es schwer ist, die Arbeitswohne zu verkürzen, sich bestrebt, den Arbeits tag kürzer zu machen, so ist das wohl berechtigt.

Freilich gibt es noch immer einzelne, die da meinen, durch längeres Arbeiten müsse der Verdienst sich mehren. Solche den wirtschaftlichen Zusammenhang nicht Durchschauende hat es immer gegeben. Bereits 1766 wurde in französischen Zeitungen ein Brief eines Lyoner Arbeiters an die Pariser Kommission zur Reform der geistlichen Orden veröffentlicht, den der streng kapitalistisch denkende Voltaire uns aufbewahrt hat. Er lautet: „Wohledle Herren! Ich bin Canut (eine Art der Seidenarbeiter) und seit neunzehn Jahren in Lyon tätig. Nach und nach ist mein Lohn gestiegen und heute verdiene ich 35 Sou. Meine Frau, die Posamentenmacherin ist, würde 15 Sou verdienen, wenn sie all ihre Zeit auf die Arbeit verwenden könnte. Die Hausarbeit aber, Krankheit und Wochenbetten, ziehen sie von der Arbeit so ab, daß ihr Verdienst sich auf 10 Sou verringert, so daß wir täglich 45 Sou für den Haushalt zusammenbringen. Wenn man nun 82 Sonn- und Feiertage vom Jahr abzieht, bleiben 284 Werktage, was je 45 Sou 639 Franc macht. Das ist mein Einkommen. — Nur mit Schreden sehe ich daher die Feiertage herannahen. Und es fehlt nicht viel, ich gestehe es, daß ich diese Einrichtung überhaupt verfluche. Sie kann, sage ich mir, nur von Steuerpächtern und SchonkWirten erfunden sein.“

Das war freilich ein ganz besonders Flachdenkender und „Schufler“, dem selbst die Zubereitung der Nahrung und das Wochenbett zuviel war. Wenig später haben gerade die Lyoner Seidenarbeiter sich durch revolutionäre Gesinnung und Tätigkeit ausgezeichnet, wenn auch ihr „Arbeitend leben oder kämpfend sterben“ immerhin noch ein wenig an den Prief ihres älteren Kollegen erinnert.

Durch russische Dörfer und Landstädtchen.

Von P. E. Brusewicz, Schwed. Gesandtschaftsattaché in Moskau.

Die Chaussee zwischen Petrograd und Moskau ist eine der vornehmsten Autowege der Welt gewesen. Aber während der Kriegs- und Notjahre ist sie versallen. Stellenweise ist sie durch Fuhrwerk zerföhrt und stellenweise so mit Gras und Unkraut bewachsen, daß Kühe und Ziegen jetzt mitten auf dem Wege gehen und weiden. An der Seite der Chaussee ist jedoch im allgemeinen ein Weg für die russischen Bauernkarren gemacht worden, auf dem man auch mit einem Motorrad vorwärtskommen kann, wenn man vorsichtig ist. Der Verkehr ist minimal. Auf dem ganzen Wege zwischen Nowgorod und Lwer habe ich nur ein einziges Automobil gesehen.

Die Bevölkerung hat sich ganz und gar auf die Städte und Dörfer konzentriert, welche mit einem Abstand von 5 und 15 Kilometern voneinander entfernt liegen. Dazwischen sieht man im allgemeinen weder Menschen, noch Wohnhäuser, aber desto mehr Vieh: Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen. Fohlen und Kälber gibt es in ungewöhnlich großer Anzahl, ein Beweis, daß die Bauern die gute Heuernte auszunutzen verstehen.

Ab und zu wird die Straße weicher — die Nähe eines Dorfes ankündigend, wo der ganze Weg mit fuchtiefer schwarzer Erde bedeckt ist, in welcher Hunderte von Schweinen und Tausende von Hühnern herumwühlen und tragen. Manchmal wird ein Ferkel oder ein Huhn überfahren; man kann ihnen nicht immer aus dem Wege gehen. Aber wo gegen tausend Kühe und Schafe den Weg sperren, muß man anhalten. Hier und da droht ein Bauer mit erhobener Axt, wenn ich in voller Fahrt und unter Zuhilfenahme des doppelten Signales veruche, die Viehherden zu verschrecken.

Das Land ist nach Dörfern aufgeteilt, welche jedes für sich eine Kommune bilden ohne persönliches Besitzrecht der Dorfbewohner. Der Boden wird jetzt folgendermaßen bearbeitet:

Der größte Teil des Landes ist Weideland und Heuwiesen. Und dies ist dem gesamten Viehbestand des Dorfes zugänglich. Derjenige, dem es geglückt ist, mehrere Kühe aufzuziehen, hat also größeren Vorteil, was die Viehzucht sehr begünstigt. Milch gibt es im Ueberfluß und es ist sehr häufig, daß Bauern 4—5 Kühe haben, mehr als vor dem Kriege, wenngleich es auch vorkommt, daß sie nur eine oder zwei haben.

Das Ackerland ist gleichmäßig auf den Haushalt des Dorfes verteilt, so daß jeder sein Stück besitzen und abernten darf, wobei er das Recht hat, wenn es sich um Brotfrüchte oder Futterkorn handelt, daselbe Stück wieder zu bebauen — was ja auch zu Verbesserungsarbeiten aufmuntert.

Nowgorods goldene Kuppeln leuchten in der Ferne im Sonnenscheine. Eine einsame Equipage, etwas breiter als die gewöhnlichen Droschken, mit zwei ältlichen Damen, nach der Mode 1917 gekleidet und mit aufgespannten Sonnenschirmen, beweisen, daß die alte Bourgeoisie in der uralten Stadt noch ein dahinstehendes Dasein führt. Nachdem ich zu Mittag gegessen habe in einem kooperativen Restaurant namens „Repo“ (zur Ehre der „neuen ökonomischen Politik“) für den mäßigen Preis von 60 Ders, sehe ich meinen Weg fort durch eine doppelte Stadmauer, über eine Brücke, durch ein Vergnügungsfeld, wo mitten am Sonntagvormittag die Jugend Karussell fährt und tanzt, weiter über einige Kilometer lange Straßen, und meine Stippovisite in Nowgorod ist abgetan.

Die Einfahrt nach Bolotshel ist außerordentlich schön. Mit Seen zu beiden Seiten des Weges über eine Landzunge durch einige Willenvorstände befindet man sich plötzlich in einer großen Stadt. Auf der Straße am Wolgaufer bewegt sich abends ein Meer promenierender Menschen. Die Rusit spielt im Volkspark auf der anderen Seite des Flusses.

Bolotshel ist nun wieder eine blühende Industriestadt. Ich fahre hinaus nach einer der größeren Fabriken, welche dem dortigen Textiltrust gehört. Durch die Fabrikttore, die gerade offen stehen, fahre ich hinein und fange sofort an, mit den Arbeitern mich zu unterhalten. Vor einem Jahre noch arbeiteten in dieser Fabrik 3000, jetzt 12 000. Am Tage vorher hatten die Wahlen zum Fabrikkomitee stattgefunden, wobei fünf Kommunisten und vier Parteilose gewählt wurden. Nur eine geringe Anzahl der Arbeiter sind in die „Partei“ eingeschrieben, die einzige Partei, welche in Rußland existieren darf. Aber wie unendlich hat sich unter der großen Masse der Arbeiter die Stimmung seit 1920 verändert! Sie haben gesehen, daß „Rep“ (neue ökonomische Politik) notwendig war, und daß die private Unternehmungslust die einzig mögliche Treibkraft ist. Ihre Lebensbedingungen verbessern sich mit jedem Tage. Aber sie stehen alle hinter der Regierung. Deren Kampf gegen den Kapitalismus folgt ein jeder mit gespanntem Interesse.

Das Stadthotel in Bolotshel, wo ich übernachtete, zeichnete sich keineswegs durch Sauberkeit aus, im Gegenteil wimmelte es von Ungeziefer und die meisten Fensterseheiben waren zerföhagen. Das Publikum machte einen betrunkenen Eindruck. Soldaten lärmten und zankten sich in den Korridoren. Eifrige und hitzige Gespräche werden vor meiner Tür geführt. Schließlich, gegen halb drei Uhr nachts, schlafe ich ein, werde aber gleich darauf durch Klopfen an der Tür gewedt, worauf sich folgendes Gespräch entspannt:

„Wer ist dort?“
 „Defnen Sie die Tür!“
 „Aber wer ist denn dort?“
 „Defnen Sie die Tür!“
 „Was wollen Sie denn?“
 „Ihre Papiere sehen!“
 „Können Sie damit denn nicht bis morgen früh warten?“
 „Nein, wir haben Befehl, sofort zu revidieren und wir haben das Recht, die Tür zu erbrechen, wenn Sie nicht öfnnen.“

Inzwischen habe ich mich notdürftig angezogen. Die rechte Hand in der Tasche um den geladenen Revolver, öfne ich die Tür mit der linken.

Zwei Soldaten treten ein und beleuchten das Zimmer mit einer Taschenlampe. Der eine von ihnen zehrt mir sofort ein „Mandat“, ausgefertigt von der Polizei. Mein Paß wird untersucht und mit dienstlichem Gruß und einem Gutenacht verlassen die Soldaten das Zimmer.

Eine andere Industriestadt, welche ungefähr dasselbe Bild aufweist, wie Bolotshel, ist Lwer. In dem großen Volkspark spielt die Militärmusik vor einer gewaltigen Menschenmenge. Die Läden sind übertoll von Lebensmitteln. Da ich kein passendes Restaurant auffinden kann, gehe ich in einen Laden und esse mich satt an Butterbrot mit frischem russischen Kaviar, mit einigen Gläsern Milch dazu. Und dann steige ich in den Laden nebenan und erhalte dort einige Pflirsche und Weintrauben als Nachspeise — alles zusammen für 4 Kronen.

Weihnachts-Legende.

Von Willibald Krahn.

Die Menschenmutter kam von fernher und schritt durch die dunkle Zeit,

schritt über die Hügel von Hoff und Torheit und gremel Streif, stand vor den Mauern der Seele zwischen Mensch und Menschengeficht

und suchte die ewige Schwester, der Güte schimmerndes Licht. Durch der Städte fladerndes Leben ging ihr geheiligter Schritt, an tausend Gassen und Herzen ihr suchendes Lächeln glitt.

Und sah nur in müdem, irren, immer vergeblichen Mühn in Schlössern, in Kertern, in Stuben anklagende Augen glühn. Und stieg in letztem Hause, am Ende der Reise und maff, in dunkeln Keller, zu rasten bei der Armut einsamer Staff.

Und trat in eines Leuchters still-scheinenden Kreis, der strahlte durch Mauern im Winkel, ganz leise und schimmernd-weiß.

Wie der Schein in der Himmelsnacht bei den Hirten auf Beschliehens Weide, und mengte sich mit dem Leuchten von ihrem himmlischen Kleide.

Ein Kind sah einsam zur Erde und hielt sein Puppenspiel: armselige Lumpen gewickelt um einen hölzernen Stiel — Und der Mutter urrewiges Lächeln neigte sich aus seinem Blick

in seiner tiefsten Güte und in einfältigem Glück. Da neigte sich auch die Madonna wie aus weit-weißem Himmelsfirn,

und ihre seligen Hände überwölften die Kinderfirn. Und durch alle Wände, Kammern und Herzen der Welt hat der Ewigkeit hellster Widerschein einmal das Dunkel erhellt.



Wissen und Schauen

Parterre-Akrobatik vor hundert Jahren. Der moderne Artist, der unter Einsatz seines Lebens ein verwöhntes, überfülltes Publikum zu atemloser Spannung zwingt, würde wahrscheinlich widersprechen, wollte man ihm beweisen, daß all seine zeitgemäßen Varietéensationen, in den Elementen wenigstens, selbst auf europäischen Kunstbühnen auf ein immerhin ehrwürdiges Alter zurückblicken können. Und doch geht die moderne Artistik, durch Aufmachung und technische Ergründung natürlich verändert, im wesentlichen auf Darbietungen zurück, die im Käseflande Asien geboren, schon vor mehr als hundert Jahren auch in Deutschland heimisch waren. In der hundert Jahre alten Nummer eines deutschen Familienblattes finden sich Aufzeichnungen über Reisen durch Indien und Kunststücke indischer Gaukler. Viele dieser Kunststücke zeigen deutlich, daß sie am Anfang der europäischen Artistik standen. Einige Beispiele mögen die Verwandtschaft von heute und einst erweisen. So wird etwa folgendes Kunststück geschildert: „Dem Gaukler werden fünf irdene Töpfe übereinander auf den Kopf gestellt, auf den obersten Topp steigt ein junges Mädchen, und der Gaukler tanzt mit diesen Töpfen und dem jungen Mädchen nach der Musik. Dann setzt sich ein junges Mädchen reitend auf seinen Kopf, zwei andere Mädchen stellen sich mit einem Fuß auf seine Schultern, mit den anderen auf seine ausgestreckten Hände — er aber tanzt weiter. Endlich legt er zwei wie Kettenugeln geformte Stücke Holz auf seinen Kopf, auf das oberste wird eine kupferne Platte gestellt, darauf ein kleiner, fünf Zoll hoher Tisch, und auf diesen stellt sich eines der Mädchen. Mit diesem schwankenden Gerüst wird der Tanz wiederholt.“ Mit etwas mehr ausmalender, durchaus aber nicht mit mehr sachlicher Phantasie zeigt uns das moderne Varieté diese Kunststücke der Parterreakrobatik täglich. — Oder: „Ein Mädchen legt sich zwischen ein fünf Fuß langes gabelförmig gestaltetes Holz auf den Rücken, Kopf und Füße herabhängend, ein Mann hebt diese Gabel auf und trägt sie im Gleichgewicht herum. Dann wirft er das Mädchen in die Luft, läßt die Gabel fallen und fängt das Mädchen mit seinen Armen auf.“ Das macht das Varieté des 20. Jahrhunderts nicht anders. Nur die Folterexerzieren des Morgenlandes sind auch heute asiatischen Gauklern vorbehalten. Und wenn das alte Familienblatt zu berichten weiß: „In zwei Reihen parallel werden eine Anzahl Degen, die Spitzen aufwärts, hingestellt. Darüber läuft ein Mann mit nackten Füßen und bleibt selbst auf des Spitze eines Degens stehen“, so ist dieser Trick auch heute noch wohl nach dem Geschmack des europäischen Varietépublikums, nicht aber nach dem Geschmack der europäischen Artisten. Sonst aber — alles Rabbi Ben Aliba.

Gesundheitspflege

Die Giftigkeit des Nikotins. Es ist eigenartig, daß man an Nikotin im freien Handel haben kann, soviel man will, obgleich es in seiner Giftigkeit der Blausäure gleichkommt. In den Blättern der Tabakpflanze findet sich in getrocknetem, sonst aber unbedenklichem Zustand bis zu 9 Proz. Nikotin. Erst durch die sogenannte Fermentation nimmt der Gehalt auf 0,6 bis 4,8 Proz. ab. Diese Menge findet man auch etwa in unseren Rauchtobaken. Bemerkenswert ist dabei, daß die „Schmere“ einer Zigarre durchaus nicht parallel dem Nikotingehalt geht; feinere Sorten sind im allgemeinen auch nikotinarmer. Sogenannte „nikotinfreie“ Zigarren und Zigaretten enthalten immer fast so viel von dem Gift wie normale, etwa 0,65 bis 1,16 Proz. Beachtenswert ist, daß die Gefahr einer Vergiftung um so geringer ist, je länger die Ausdehnung der kühleren Teile des Rauchapparates ist, in denen sich ein relativ großer Prozentsatz des Nikotins beim Rauchen niederschlägt, ohne in den Mund zu gelangen. So ist es erklärlich, daß das „Pfeiferauchen“ noch das am wenigsten schädliche ist, während sich in dem Rest einer Zigarre beim Rauchen 15 Proz. und mehr des Giftstoffes ansammeln und somit dem Raucher zur größten Gefahr werden kann.

Wie stark die eigentliche Giftigkeit des Nikotins ist, sieht man daraus, daß es schon genügt, einen Tropfen Nikotin an einem Glasstab in die Nähe des Schnabels einer Taube zu bringen, um den Vogel unter heftigen Krämpfen in einer Minute zu töten. In derselben Zeit stirbt auch ein Meerschweinchen, wenn man ihm einen Tropfen des Stoffes auf die Junge bringt. Bekannt ist das Vorkommen von schweren Vergiftungen und Todesfällen bei Schmugglern, die sich Tabak auf den Körper binden und so durch die Haut in einiger Zeit entsprechende Dosen von Nikotin aufnehmen. Als absolut tödliche Dosis für den Menschen gilt 0,05 Gramm, jedoch hatte zum Beispiel ein Student der Medizin im Schrotischen Laboratorium bereits bei Aufnahme von 0,0045 Gramm die gefährlichsten Vergiftungserscheinungen drei Tage hindurch zu ertragen. Wenn man nun bedenkt, daß 3 bis 5 Gramm Zigarren- oder Pfeifentabak bereits die tödliche Dosis von 0,06 Gramm enthalten und davon durch den Rauch etwa fast 0,01 Gramm in den Körper aufgenommen werden, so darf es nicht wundern, daß besonders bei Anfängern mitunter schwere Vergiftungen eintreten können. Leichtere Formen hat fast jeder Raucher im Anfang kennen gelernt in Gestalt von Uebelkeit und Erbrechen, Speichelfluß, Schweißausbruch, Pulsbeschleunigung und Blutdrucksenkung. Bei schwereren Formen kommt es dann noch zu Krämpfen, Atemnot und schließlich zur Bähmung der Atmung und des Hergens.

Besonders bedeutungsvoll sind die häufig auftretenden Schädigungen durch chronische Vergiftungen, vor allem durch Katharrhe der Nachen- und Darmschleimhäute, Herzkrämpfe und Sehstörungen bis zur Blindheit. Letztere besonders durch in unseren Breiten selbstgebaute Tabak, der auffällig stark nikotinreich ist. Außerdem mögen hier und da lokale Reizungen der Mundschleimhaut, namentlich durch Zigarettenrauch, die Grundlage bilden für einen späteren Krebs.

Naturwissenschaft

Das nervöse Schnabeltier. Das Schnabeltier, dieses seltsamste Geschöpf des Tierreichs, das eine wunderliche Verbindung zwischen Vogel, Säugtier und Reptil darstellt, ist in jüngster Zeit in Australien, wo es allein heimisch ist, mehrfach gezüchtet worden. Dieses Wesen mit der Gestalt einer Fischotter und schnabelförmigen Riefen legt Eier, die es in der Wärme seines prächtigen Pelzes ausbrütet. Während das Tier bereits früher lebend nach Europa gebracht worden ist, hatten die Amerikaner bis vor kurzem noch nicht den Vorzug, es in ihrem Erdteil begrüßen zu können. So war es denn eine Sensation ersten Ranges, als der New Yorker Zoologische Garten für die beträchtliche Summe von 1400 Dollar das erste lebende Exemplar erstand. Das eine Tier, das New York glücklich erreichte, war das überlebende von fünf Gefährten, die mit besonderer Erlaubnis der australischen Regierung zusammen die Heimat verlassen hatten. Es wog nicht ganz 2 Pfund, so daß also jedes Pfund mit etwa 750 Dollar bezahlt wurde; auch die Unterhaltung war recht kostspielig, denn es brauchte täglich Nahrung für 5 Dollar. Seine Lieblingspeise waren Auster, und die Ration, die es Tag für Tag zu sich nahm, betrug die Hälfte seines eigenen Gewichts. Nun sind aber die Schnabeltiere sehr scheu, und daher ist es begreiflich, daß dieser seltene Gast von der Schaulust der heranströmenden New Yorker unangenehm berührt wurde. Das Schnabeltier wurde nur eine Stunde täglich dem Publikum gezeigt, denn man hatte beobachtet, daß es nach dieser Zeitspanne Zeichen von großer Nervosität gab. Sieben Wochen lang bildete das Naturwunder das Gespräch der neuen Welt. Aber dann war die Erregung und Nervosität, die die täglich einstündige Bewunderung bei ihm hervorrief, zuviel für diesen zarten Körper. Das Schnabeltier starb und wurde als Studienobjekt einem naturwissenschaftlichen Institut überwiesen.

Die Amerikaner sind übrigens auch sonst eifrig bestrebt, sich seltene Tiere zu sichern, und sie kaufen England auf diesem Gebiete ebenso aus wie auf dem Kunstmarkt. So wurde vor kurzem ein sehr seltener Zwergelefant, der dem Londoner Zoo nur leihweise überlassen war, nach den Vereinigten Staaten erhandelt; ebenso veranlaßte der allmächtige Dollar die Abwanderung eines besonders schönen jungen Ameisenbären und des berühmten Gorillas „John Daniel“. Als einziger Trost bleibt den Londonern, daß es jetzt gelungen ist, ein Exemplar des fast vollkommen ausgestorbenen neuseeländischen Vogels Kiwi nach Regent's Park zu bringen.

Was ist Manna? Das „Manna“, mit dem die Kinder Israel auf ihrem Zug durch die Wüste gespeist wurden, ist für uns sprichwörtlich geworden wie etwas Süßes und Angenehmes. Das Manna tatsächlich ist, darüber gibt ein Beitrag von „Reclams Universalium“ Auskunft. Man versteht heute unter Manna einen zuckerartigen Stoff, der von verschiedenen Pflanzen, besonders einzelnen Eichen, Eichen- und Tamariskenarten, freiwillig oder infolge von Insektenstichen und menschlichen Eingriffen ausgeschieden wird und der dann an der Luft erhärtet. Zweifellos war aber das biblische Manna kein solches Produkt, sondern es handelt sich dabei um eine in manchen Wüstengebieten massenhaft vorkommende Flechte Lecanora esculenta, die Stärke enthält und noch heute in diesen Gegenden gesammelt wird. Mit Mehl vermischt dient sie zum Baden des Brotes. Da die Flechte auf dem Boden nur locker aufliegt, wird sie durch Stürme in entlegene Gebiete geführt und an manchen Stellen zu hohen Schichten aufgehäuft. Der Name kommt daher, daß die Israeliten, denen diese Pflanze in dem Kulturland Ägypten fremd geblieben war, in der Wüste, als sie auf sie stießen, fragten: „Man — ha? Was ist das!“ Das Wort Manna wurde dann für diese Wüstenspeise gebraucht.

Wirtschaft

Sind Butter und Margarine gleichwertig? In den kürzlich stattgefundenen Verhandlungen des Preussischen Landesgesundheitsamtes über die Ernährungsfrage wurde eine Reihe von Leisätzen beschlossen, von welchen einer besonders wichtig erscheint: „Margarine, Schweineschmalz, Pflanzenöl und daraus bereitete Produkte entbehren der Ergänzungsstoffe und sind dem Buttergehalt nicht gleichwertig“. Damit ist nun auch von offizieller Seite ein Standpunkt anerkannt worden, den die Wissenschaft schon seit langem vertritt. Der Margarine fehlen die sogen. „Vitamine“ oder Ergänzungsstoffe, die für den Körper ungeheuer wichtig sind, obwohl sie in den Nahrungsmitteln nur in ganz geringer Menge vorkommen und auch nicht direkt zur Ernährung dienen. Ihr Fehlen führt aber zu schweren Schädigungen, von welchen der Stomatitis am bekanntesten ist. Die Margarine kann also keinesfalls die vitaminreiche Butter auf die Dauer ersetzen, sie bleibt ein ungleichwertiges Ersatzmittel.